

Eva Höcherl

Zehn Frauen und ein Blues

Kurzgeschichten
Miniaturen und
eine Novelle



Inhalt

1. Zehn Frauen und ein Blues (Kurzgeschichtenzyklus)

Ulrike Weber (Journalistin) und Salomos Pracht

Martina Reiser (Kriminalistin) und ein bizarrer Mord

Fridolins Mutter (Nachbarin von Ulrike Weber) und der Heilige Martin

Selma (Kaisertochter) und die Mondscheinsonate

Petra Meyer (Graphikerin) und der Dämon aus der Vergangenheit

Magdalena Wolf (Autorin) und der Vogel auf dem Drahtseil

Magdalena Wolf und das große Projekt

Martina Reisers Schwester (Lehrerin) und der Stalker

Ulrike Weber (Journalistin) und die Gespenster der Vergangenheit

Orfée (Frau aus der Zukunft) und das Jahr 2110

Ulrike Weber (Journalistin, Lyrikerin) und der Dreiklang der Dinge

Kathrin Wolf (Tochter von Magdalena Wolf) und die Helden des Alltags

Ulrike Weber (Ex-Journalistin, Lyrikerin) und Was bleibt.

Die dunkle Studentin (Petra Mayers Nichte) und der Cognac

2. Ulrike Webers Kalendergeschichten

Gloomy Friday

Goldiwil

Zur Welt gebracht

Die drei größten Erfindungen

Die Gleichzeitigkeit der Dinge

Television zu Beginn des Millenniums

Der Turm

Eugen

Judas

Carpe Diem

Frauentag

Blaues Land

Du bist doch immer bei mir!

Frösche

Das große Fressen

Der große Zeus

Ein irrer Typ

Der Astronaut

Bernsteingeschichte

Eine kleine Angstgeschichte

Einladung ins Herrenhaus

Die Schlucht

Zum Erfrieren

Der alte Mann

Herzkirschen
Gnadenbrot
Der Verrückte
A - Z Geschichten
Alpha-Tier
Bronzezeit
Computer
Deutschland
Entenbraten
Forschung
Goethe
Höflichkeit
Irgendwo in Bayern
Jugend
Kindheit
Liebe zu meiner Zeitung
Mond
Nationalcharakter
Obst
Psychologie
Qualitätsverbesserung
Rosen und Menschen
Sehnsucht
Thalita
Urlaub

Volksweisheit

Wut

Xanthippes Brief

Yeti

Zwetschgendatschi

3. Peters Mondfahrt (Weihnachtsnovelle)

1. Zehn Frauen und ein Blues

(Kurzgeschichtenzyklus)

Ulrike Weber (Journalistin) und Salomos Pracht

Meine beiden Tischnachbarn, zwei ältere Herren, sind vertieft in ihr Gespräch, nehmen mich gar nicht wahr, ich wage nicht mich einzumischen. Mit dem Paar zur Rechten ist es das gleiche; man kennt sich. Ich kenne niemanden, sitze buchstäblich zwischen den Gesprächen, konzentriere mich auf die Ente in Zimtsauce, hebe das Rotweinglas und betrachte es gegen das Licht, wie ich es immer gerne tue, eine seltsam schöne Farbe, die es sonst nirgends gibt in der Natur.

Ich kann nicht umhin, auf das Gespräch der beiden Herrn zu achten. Irgendwie geht es um Religion, doch einiges scheint darauf hinzudeuten, daß es sich um zwei Freimaurer handelt, die sich bisher noch nicht kannten, der eine aus Hamburg, der andere aus München. Der Münchner sprach von »Acacia«, wie ich allmählich herausfand, eine Loge in Haidhausen, und daß er Ex-Distriktmeister von Bayern gewesen sei und jetzt für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist, um den Bund ein wenig transparenter zu machen und das alte Vorurteil der verschwörerischen Geheimbündelei aufzuheben. Mittlerweile hätte man auch einen Internet-Auftritt und man biete Gästeabende an. Der Hamburger meint, dieser schlechte Ruf sei wohl der Preis für die vertrauensvolle Atmosphäre, die er so schätze. Dieses Unter-sich-sein, gerade in der heutigen Welt, wo man nicht einmal mehr seinem engsten Freund vertrauen könne. Er liebe geradezu dieses altmodische Gesetz der Diskretheit, und diese Geborgenheit, verbunden mit größtmöglicher

Humanität, könne keine Kirche bieten und Sekten schon gar nicht.

Ich habe bisher für Freimaurerei und ihre Logen so wenig übrig gehabt wie für Ballett oder Eishockey, eigentlich überhaupt nichts. Ich weiß über sie nur, daß sie im achtzehnten Jahrhundert gegründet wurden von liberal bis aufklärerisch gesinnten Intellektuellen und Großbürgern. Mehr oder weniger als Gegengewicht zu den übermächtigen Kirchen, hauptsächlich der katholischen, und daß Mozart ein Logenbruder war, ähnlich dem mönchischen Sarastro in der Zauberflöte. In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht! Das geballte Humanitätsthema in dieser Zauberflötengeschichte des Schauspielers Schickaneder hatte mich im Schlepptau von Mozarts Zaubermusik schon immer berührt, und daß der verschlossen finstere Sarastro seine Stieftochter Pamina liebt, sie jedoch dem Prinzen Tamino überläßt, aber erst, nachdem dieser seine Wehleidigkeit überwindet und sich der edlen Pamina als würdig erweist. Gern hätte ich den beiden Logen-Herren Fragen gestellt, aus reinem Interesse, doch nun geht es bei den beiden ganz allgemein um Religion, die Existenz Gottes, das alte Thema für Leute, die gerne reden, ohne zu einem Ergebnis kommen zu müssen. Schon wieder sind sie vertieft, daß sie auf meine winzige Erdenexistenz nicht einmal einen Blick werfen können. Ich langweile mich. Warum mußte ich auch alleine hierher kommen. Gerade als ich den letzten Löffel Charlotte Russe in den Mund gleiten lasse, höre ich neben mir das Wort »Jesus«, was wiederum eine ganze Lawine an Worten zur Folge hat, von denen ich die meisten schon akustisch nicht verstehe, weil der Hamburger nuschelt und der Münchner den Kopf von mir abgewandt hält.

Aus Langeweile stellte ich mir vor, daß Jesus, von dem die Herren ununterbrochen reden, an unserem Tisch sitzt im legeren Sakko und offenem Kragen mit seinem Lieblingsjünger Johannes auf den beiden freien Plätzen mir

schräg gegenüber. Natürlich sieht er aus wie in Pasolinis »Erstes Evangelium nach Matthäus«. Zwei schöne junge südländische Männer, die mich genauso verstohlen betrachten wie ich sie, und die mich in hellen inneren Aufruhr versetzen. Die beiden Plätze mir schräg gegenüber bleiben leider leer, ich kann meine Vision nicht lange durchhalten, sie verschwindet in einer Rauchschwade.

Seit meiner Jugend habe ich kein solch fades Geschmause mehr erlebt. Damals litt ich unter solchen Situationen, weil ich dachte, es läge an mir. Heute verwundert es mich nur noch. Längst habe ich dafür Strategien entwickelt, lasse zum Beispiel meine Gedanken Spazierengehen, wohin sie wollen. Sie gehen ins Theater oder Kino oder setzen sich auf eine Bank am See neben einem Holunderbusch. Früher schlenderten sie manchmal auch in eine schwach ausgeleuchtete Landschaft der Zukunft, heute jedoch in eine der Vergangenheit, im Spätvormittagslicht. Wir befinden uns in einer Schulklasse neben einem dunkelhaarigen Mädchen mit Pferdeschwanz und Stirnfransen, wie es damals modern war; von Photos her weiß ich, daß es meine Freundin sein muß. Das Mädchen verbeißt sich mühsam das Lachen. Vor uns steht ein junger Kaplan, pechscharzes Haar, pechscharze kleine lustige Augen. Er sagt etwas ohne Ton, wie in einem Stummfilm, wahrscheinlich der Grund, weshalb das Pferdeschwanzmädchen losprusten möchte. In mir aber steigt Wut hoch, wenn ich nur wüßte, was er sagt und warum ich wütend bin. Egal, ich verzeihe ihm ohnehin, die Eins in Religion ist mir gewiß wie die in Sport und Handarbeit. Wobei man sich bei ihm die Eins verdienen muß, er ist berühmt berüchtigt dafür, knifflige Proben zu machen. Bei ihm gibt es auch Vierer in Religion. Seit er in unserer Stadt dem strengen Pfarrer mit noch einem weiteren Kaplan assistiert, bin ich zur eifrigen Kirchgängerin geworden. Seltsamerweise hat es mir die Karfreitagsliturgie besonders angetan. Da sitze ich ganz vorne in der ersten

Reihe, um genau verfolgen zu können, wie die jungen Kapläne mit den anderen geistlichen Herren sich bäuchlings vor die Altarstufen legen im weißen Chorgewand, und man konnte die Socken und Form ihrer Knöchel sehen. Und wenn dann am Ende des feierlich düsteren Geschehens das Grab des Gekreuzigten enthüllt wird: Da liegt er dann, der schöne, schlanke halbnackte Tote mit klaffender Wunde an der linken Seite, kunstvoll in die Brust geschnitzt, das weiße Totenlinnen zur Seite gerutscht. Und je länger ich auf das schmale Männergesicht starre, desto lebendiger erscheint es mir, richtig aus Fleisch und Blut, wenn auch tot. Im nächsten Augenblick würde er die Augen öffnen, den schön geformten Kopf zur Seite drehen und mich anschauen, melancholisch natürlich. Tatsächlich war die Religion damals für mich spannend wie Edgar Wallace und erotischer als der berühmte Ingmar Bergman Film »Das Schweigen«, der vor einiger Zeit in der kleinen Stadt Furore machte wegen einer kurzen Sex-Szene; freilich so kurz, daß die älteren Schulfreunde, die sich abenteuerlich in das Kino geschmuggelt hatten und Bericht erstatten sollten, furchtbar enttäuscht waren.

Die Eltern wunderten sich, woher diese artfremde Frömmigkeit bei mir kam, denn sie selbst waren zwar katholisch, aber alles andere als fromm. Der Vater ging regelmäßig nach dem Kyrie aus dem Gottesdienst zum Wirt gegenüber, was die Mutter nicht wissen sollte. Sie hätte geschimpft, nicht aus religiösen Gründen, sondern aus gesellschaftlichen, so etwas gehörte sich einfach nicht. Sie ging selten Sonntagvormittag zur Kirche, weil sie als Schneiderin und Hausfrau die Zeit dazu nicht aufbringen konnte und wollte und außerdem auf den alten pensionierten Pfarrer und sein Milieu nicht gut zu sprechen war, der kurz nach dem Krieg die amerikanischen Carepakete hauptsächlich nur seiner Kirchenclique zukommen ließ, was sie nicht nur dem alten Pfarrer, sondern der gesamten katholischen Kirche nie verzeihen konnte, als

sei diese und der Apostel Petrus höchstpersönlich verantwortlich für das Fehlverhalten eines kleinen Stadtpfarrers. Der Vater sagte, Gott sei Dank sei ich kein Junge, denn sonst würde ich womöglich Pfarrer werden, und das fehlte gerade noch zu seinem Glück.

Ich war durch eifriges Lernen wegen des jungen Kaplans so bibelfest, daß ich jederzeit die Heilige Schrift gegen die Eltern ausspielen konnte. Verlangten sie Gehorsam und verwiesen auf das Vierte Gebot, gab ich zurück, Jesus hätte gesagt, er sei nicht gekommen, um Frieden, Freude und Eierkuchen zu bringen, sondern um den Sohn mit dem Vater, die Tochter mit der Mutter zu entzweien, falls nötig. Und wenn meine Mutter auf meine Kleidung schimpfte, was leider oft geschah, kam ich sofort mit den Jesusworten daher, man solle doch nicht so viel Aufhebens machen um Essen und Kleidung. Was sollen wir essen! Was sollen wir anziehen! Seht euch die Lilien des Feldes an! Nicht einmal Salomo in all seiner Pracht konnte mit ihnen konkurrieren! Wenn also die Feldblumen schon so herrlich gekleidet seien, um wie viel mehr würde der himmlische Vater bei uns dafür sorgen!

Die Bibelsprache kam bei den Eltern nicht gut an. Sie pochten auf ihre irdischen Rechte. Für meine biblischen Frechheiten zeigten sie kein Verständnis. Vor allem der Vater nicht. Einmal sprach er mit Leuten, die zu Besuch waren, über die in Mode gekommene »Emanzipation« der Frau, deren ausgemachter Gegner er war, trotz seines politisch pazifistischen Hintergrunds. Zur Untermauerung seiner für mich hochnotpeinlichen Reden wählte er ausgerechnet einen Bibelspruch, jenes schon damals umstrittene und in der Hochzeitsliturgie längst abgeschaffte »Die Frau sei dem Manne untertan«. Prompt schoß ich aus meiner Ecke, wo mich bisher kaum jemand wahrnahm. Er hätte den zweiten Teil des Spruches vergessen, der da lautet: »Und ihr Männer liebet eure Frauen«. Kaum ausgesprochen, bereute ich es auch schon. Ohne daß ich dies gewollt hätte, wirkte er

blamiert. Doch er winkte nur ab und sagte: Freches Luder! In diesem Fall wirkte es sich positiv aus, daß die Meinung von Jugendlichen damals nicht viel zählte.

Inzwischen ist auch das Dessert-Geschirr abgeräumt, und es wird wieder Rotwein gereicht in großen Glaskaraffen. Ich setze mich an den Nebentisch, wo jemand mit Gitarre Sauflieder eines schwedischen Poeten aus dem siebzehnten Jahrhundert zum Besten gibt mit der Aufforderung, beim Refrain kräftig mitzusingen, was ich gerne tue. Neben mir sitzt plötzlich eine Frau in meinem Alter, die ich bisher kaum bemerkt habe, obwohl sie nicht unscheinbar wirkt. Burschikose Kurzhaarfrisur, dunkle Augen, ein eher südländischer Typ, doch bayerischer Zungenschlag wie ich. Singt laut und kräftig und richtig so wie ich, bietet mir schließlich eine Zigarette an, die wir draußen vor der Türe rauchen, um zugleich etwas frische Luft zu tanken, wie sie sagt. Zu unserer großen Überraschung stellt sich jetzt heraus, daß wir beide aus demselben Ort stammen, einer historischen Herzogstadt an der Grenze zu Österreich. Irgendwann fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Sie dagegen hat mich früher erkannt.

Die Ulli!, sagt sie, und ich: Die Martina!

Wir reden und lachen über gemeinsame Lehrer, den Yogi-Bär, den alten, ausrangierten Religionslehrer und die Uttenthalerin, die uns Französisch beibringen wollte und nicht konnte aus wahrscheinlich psychischen Gründen.

Im Grunde richtige Sozialfälle!, sagte Martina, die nur in einer Klosterschule der Englischen Fräulein untergekommen sind.

Die aber für unsere Unterhaltung sorgten!, füge ich hinzu. Das schon, aber gelernt haben wir auch nichts.

Dafür um so mehr gelacht! Wenn ich ehrlich bin, mir taten sie leid, vor allem die Uttenthalerin!

Mir auch! Es ging überhaupt keine Gefahr von ihnen aus, nicht einmal schlechte Noten hat man von ihnen bekommen. Martina Reiser machte womöglich als einzige

dieser damaligen Mädchenabschlußklasse richtig Karriere. Ich erinnere mich nun, daß sie schon damals zur Polizei wollte und daß uns dies alle verwunderte. Ein Mädchen zur Polizei! Und jetzt ist sie bei der Kripo in München, Leiterin einer Spezialabteilung, eine Kriminalistin.

Wie mein Onkel, sage ich. Der hat mal einen Fall gelöst, wo jemand erst unschuldig unter Verdacht stand wie im Krimi, doch er ist schon pensioniert.

Ich wünschte, das wär ich auch, sagt Martina und wirkt auf einmal melancholisch.

Drinnen, hinter unserem Rücken werden immer noch schwedische Sauflieder gesungen. Schweigend rauchen wir noch eine Zigarette und hängen beide vergangenen Tagen nach. Damals, als Klassenkameradinnen waren wir nicht eigentlich befreundet. Im Gegenteil, ich empfand sie eher als unbeschriebenes Blatt, als Neutrum, mit dem sich nicht viel anfangen läßt.

Unsere Familie scheint das Unheil anzuziehen, sagt sie, während wir nach drinnen gehen, um unsere Mäntel zu holen, zu zahlen und uns von den Organisatoren zu verabschieden. Meine Schwester, die im Niederbayerischen Lehrerin ist, wurde in einen Fall von schwerem Stalking verwickelt, und mein Bruder, als junger Streifenpolizist, wurde bei einem Einsatz erschossen.

Das ist ja furchtbar!, fährt es aus mir heraus, und sie nickt nur und gibt mir die Hand. Wir verabreden uns für übernächste Woche in einem Café in der Münchner Innenstadt.

Martina Reiser (Kriminalistin) und ein bizarrer Mord

Entschuldigen Sie! Ich bin kein Mörder, ich hätte Ihnen mehr Menschenkenntnis zugetraut. Was habe ich mit dieser verschwundenen Frau zu schaffen? Na gut, sie war, wie man so sagt, ein One-Night-Stand, doch das waren viele. Ich wußte auch, sie ist vermögend, aber das bin ich auch. Ich spiele mit offenen Karten, gebe mir alle Mühe, und Sie rauchen nur Ihre Zigarillo, obwohl das Rauchen in Gebäuden nicht mehr erlaubt ist. Sie blicken auf mich herab wie auf einen banalen Mörder. Ich bin reich, in meinem Geschäft sind fünfzehn Leute angestellt, fünfzehn Arbeitsplätze gehen verloren, wenn ich hier länger festgehalten werde. Für mich ist die Verantwortlichkeit des Unternehmers keine Worthölse. Meine weiblichen Angestellten sind tabu für mich, Unberührbare. In unserem Palast, entschuldigen Sie, so wird unser Haus genannt, in unserem Haus herrschen Offenheit, Ernsthaftigkeit, Professionalität, nur so läßt sich Erfolg auf Dauer gewährleisten.

Die Kommissarin Martina Reiser, eine burschikose Frau mittleren Alters, drückte ihre Zigarillo aus.

Ihr Palast, wie Sie sagen, ist zugleich Ihre Wohnung, nicht wahr? Und er war auch Firmen- und Wohnsitz Ihrer Eltern, der auf Sie überging?

Von meinem Großvater, ja. Ich habe nicht das Geschäft, nur das Gebäude übernommen, rechtmäßig geerbt, und meine Brüder großzügig ausbezahlt. Ich wüßte nicht, was ich hier noch weiter zu erzählen hätte.

Was stellen sie eigentlich her?

Ich bin Computerspezialist. Ich verkaufe, installiere, warte Kommunikationssysteme, berate Firmen, bin zur Stelle, wenn Not am Mann ist oder an der Frau.

Sie sind nicht nur Computerspezialist, auch Frauenspezialist? Don Juan, Schürzenjäger, Blaubart?

Ein Blaubart, was meinen Sie?

Ein Blaubart entsorgt seine Frauen, läßt sie verschwinden. Bei Ihnen, so sagten Sie, verschwinden die Frauen von selbst, aus freien Stücken. Was immer Sie auch damit meinen, die letzte dagegen scheint eine Ausnahme gewesen zu sein. Alle ihre Freunde, Angehörigen, Bekannten sagen übereinstimmend, sie sei nicht die Person, die zum Zigarettenholen geht und nicht wiederkommt.

Ich spiele immer mit offenen Karten, auch den Frauen gegenüber. Ich mache von vorneherein meine Philosophie klar, selbst wenn die meisten deren Logik nicht verstehen wollen, dafür kann ich nichts.

Seltsame Philosophie, die Frauen in die Flucht schlägt, auf Nimmerwiedersehen.

Wissen Sie, worüber ich meine Doktorarbeit geschrieben habe?

Über die erotische Macht des Geldes?

Fast erraten. Über Theorie und Praxis des Grundeinkommens in Industriestaaten. Und das zu einer Zeit, als dieser Begriff öffentlich nicht existierte. Ich bekam Probleme, zu politisch, politisch unkorrekt, obwohl ich Thesen bekannter Sozialwissenschaftler aufgriff. Aber so ging es mir ständig, schon als Kind in der Familie. Ich wußte immer mehr als die anderen, obwohl ich der jüngste war, wurde nicht beachtet. Das setzte sich in der Schule fort. Oft hätte ich den Mathematiklehrer, der eine völlige Niete war, an der Tafel korrigieren können. Anfangs machte ich es auch, doch das kam nicht gut an, auch nicht bei den Mitschülern. Gott sei Dank sah ich gut aus, so hatte ich wenigstens Erfolg bei den Mädchen. Jetzt habe ich mein Auskommen, kann die Angestellten gut bezahlen, was

brauche ich darüber hinaus, außer Investitionsrücklagen und eigenen Sozialkosten? Ich werde nie eine Familie gründen und Spenden für soziale Einrichtungen widersprechen meiner Philosophie. In meinem System gäbe es keine Hilfsbedürftigen und keine Superreichen, warum also das falsche System unterstützen. Alles überschüssige Geld stecke ich in mein künstlerisches Projekt, außer den Frauen meine einzige Lebensfreude, der einzige Luxus, den ich mir leiste.

Die Kommissarin orderte Kaffee. Sie war müde. Die leise monotone Redeweise dieses Erzengel Gabriel strengte sie an. Zwischendurch fragte sie sich, ob sie es hier nicht mit einem Geisteskranken zu tun habe.

Sie sagten, Ihre Frauen erschrecken, wenn sie mit Ihrem Kunstwerk konfrontiert werden, warum?

Weil sie aufgrund ihrer konventionellen Durchschnittlichkeit nicht damit umgehen können.

Als ich selbst Ihre Kunst-Installation besichtigen durfte, bin ich zwar nicht gerade erschrocken gewesen, aber doch etwas perplex. Ich glaube nicht, daß das Unverständnis der Damen etwas mit konventioneller Durchschnittlichkeit zu tun hat. Dann müßten Sie auch mich für einen Durchschnittstypus halten.

Der Kommissarin entging nicht ein Anflug von Spott in ihrem selbstgefälligen Gegenüber. Das Fehlen jeglicher Ironie zeigte ihr, daß er keinen Funken Humor haben konnte. Sie hätte gerne geraucht, nur um etwas zu tun und besser nachdenken zu können. So zelebrierte sie das Kaffeetrinken wie eine japanische Teezeremonie, indem sie langsam der schwarzen Flüssigkeit Milch und Zucker zusetzte und zärtlich umrührte. Sie tat, als überlege sie angestrengt, in Wahrheit rief sie sich nur die Wohnstätte dieses merkwürdigen Künstlers vor Augen, die leeren, hohen hellen Räume, Verandafenster, blitzende Parkettböden; sie wirkten wie Tempelräume oder heilige Ateliers eines sakralen Künstlers. Die Installation befand sich in zwei bis drei dieser

hohen Räume und zwar an den Wänden und Decken. Diese waren tapeziert mit lindgrünen Hundert-Euro-Scheinen, mit echten, das war das Entscheidende. Ein weiterer Raum mit violetten Fünfhundertern, überzogen von einer Glacéschicht, was an die Oberfläche von Straßen und Autos bei Eisregen erinnerte. Und dieses großmächtige Schicksal würde noch jeder Wand und Decke der palastartigen Wohnung bevorstehen, jeder Raum in einer eigenen Farbe. Im vollkommen leeren Meditationsraum befand sich außer weißen Teppichen nur noch der antike Waffenschrank des Großvaters, aufgestellt wie ein Altar. Der Raum schimmerte violett. Es hätte ihr durchaus gefallen können, wäre das purpurne Leuchten nicht von glacierten Fünfhunderter-Scheinen gekommen.

Die künstlerische Absicht des Ganzen wurde vom Künstler umgehend mitgeliefert:

Der Wert des Geldes sei ein Wert ohne Substanz, ohne Seele. Es manifestiere sich in ihm wie in einer Spirale ohne Ausgang das Übel der Welt, das schwarze Loch unserer Existenz. Da der Mensch zu allererst von Brot leben müsse, befände er sich ab dem Zeitpunkt seiner Geburt in jener Spirale, da Geld zugleich Brot bedeute; fiktives Brot, kein echtes, in einer Spirale des Scheins im wahrsten Sinne des Wortes. Deshalb werde der Mensch geboren, um im Laufe seines Lebens die Spirale zu erkennen und sie zu verwandeln in ein Gebäude aus Licht. Hätte der Mensch die Spirale überwunden, stünde ihm die Unbegrenztheit des Universums zur Verfügung.

Die Kommissarin und ihr Gegenüber blieben eine zeitlang in Schweigen versunken. Dann sagte sie:

Die Frau ist seit jener Nacht mit Ihnen verschwunden. Erzählen Sie noch einmal, was geschehen ist.

Eigentlich möchte ich weder Sie noch mich langweilen; ich wiederhole also: Diese Frau hat mich verlassen, deshalb kann ich nicht sagen, was mit ihr seitdem geschehen ist.

Wann hat die Frau Sie verlassen? Unmittelbar nachdem Sie ihr das Kunstwerk zeigten oder später?

Später.

Eine Minute später, fünf Minuten, eine Stunde später?

Ich weiß es nicht.

Sie wissen es nicht, obwohl Sie gewöhnlich jedes kleinste Detail wissen, also: Wann genau?

Ihr Gegenüber schwieg. Sie fuhr fort:

Diese Dame, die Sie in das Haus gelotst haben aus bekannten Gründen, ließ sich von Ihrem Kunstwerk nicht im geringsten beeindrucken, geschweige denn erschrecken wie alle anderen, im Gegenteil, sie spottete, nicht wahr? Nach Aussagen aller handelt es sich bei ihr um eine ausgesprochen clevere witzige Erscheinung. War sie eventuell die Liebe ihres Lebens?

Ich weiß nicht, was das ist. Nur so viel weiß ich darüber, daß man die Liebe seines Lebens nicht umbringt, weil sie lacht. Welche Unlogik!

Die Kommissarin sagte mit einer Spur ärgerlicher Ungeduld in der Stimme: Sie wissen so gut wie ich, daß die Liebe nicht nach den Gesetzen der Logik funktioniert.

Für mich gibt es keine Unlogik, sagte ihr Gegenüber. Es gäbe sie für mich auch in der Liebe nicht.

Sie lieben diese Frau also nicht?

Doch. Wie alle anderen, die ich gehabt habe.

Die Kommissarin meinte daraufhin lapidar wie nebenbei: übrigens haben *Sie* vorhin vom Umbringen ihrer Geliebten gesprochen, nicht ich!

Was treiben Sie für ein Lügenspiel!, ereiferte sich ihr Gegenüber. Ich habe nichts dergleichen gesagt!

Doch! Sie sagten: Nur so viel weiß ich, daß man die Liebe seines Lebens nicht umbringt, weil sie lacht!

Und das werten Sie als Geständnis!

Ja. Das werte ich als Geständnis. Martina Reiser wunderte sich selbst über die Ruhe und Sicherheit in ihrer Stimme. Als der Angeklagte schwieg fuhr sie fort: Sie konnten den Spott

Ihrer neuen Geliebten nicht ertragen, die absolute Entwertung des Kunstwerkes an dem Ihr Herzblut hing. Sie verloren den Kopf und nahmen eine dieser kunstvollen Pistolen aus dem kostbaren Schrein.

Mit großem Ernst, fast feierlich sagte er: Ein altes Sammlerstück ohne Munition!

Sie, der geniale Techniker, wissen solche Dinge nicht zu präparieren und Munition dafür zu beschaffen? Sie haben wohl schon schwierigere Probleme gelöst.

Etwas geschmeichelt sagte er: Und was soll das bitte für eine Pistole gewesen sein? Sie haben doch alle längst untersucht und keine kam als Tatwaffe in Frage.

Sie haben sie verschwinden lassen, ganz einfach.

Und von allen Sammelstücken meines Großvaters soll ein einziges, das angeblich verschwundene, präpariert gewesen sein? Nur um diejenige, die sich darüber lustig macht, erschießen zu können? Einfach absurd.

Warum nicht. Sie dachten freilich nicht daran, eine ihrer Frauen zu erschießen, eher einen Eindringling oder Einbrecher bedrohen zu können vielleicht, oder einfach nur, weil sie sich herausgefordert fühlten als Technik-Freak.

Ich bin Pazifist.

Ein Pazifist, der einen antiken Waffenschrank zum Altar hochstilisiert, ist das logisch?

Ja, es ist logisch. Ein Pazifist, der das Andenken seines geliebten Großvaters heilig hält, des einzigen Menschen, dem ich je etwas bedeutet habe. Also doch wieder die Liebe.

Womöglich hat die spottlustige Dame sich nicht nur über Ihre Installation lustig gemacht, sondern auch über die geheiligten Pistolen Ihres Großvaters. Wodurch sie alles entehrte, nicht wahr, nicht nur Ihr Kunst- und Lebenswerk, auch Ihren Großvater, Ihren Palast, Ihren Beischlaf, Ihre Liebe vielleicht, die fernste und die jüngste Vergangenheit, ja Sie selbst, Ihr ganzes Leben, Ihr ganzes Universum, Ihr ganzes philosophisches - Brimborium, wäre ihr beinahe herausgerutscht. Statt dessen sagte sie: Herzstück!

Zum ersten Mal zeigte ihr Gegenüber Gefühl. Er blickte sie an voller Haß. Martina Reiser spürte genau: Hätte er die Pistole seines Großvaters in Händen, er würde sie erschießen, auf der Stelle.

Fridolins Mutter (Nachbarin von Ulrike Weber) und der Heilige Martin

Marlene und Fridolin, zwei Schulkinder in einem mittelgroßen Ort nahe München, zeigen ihre selbstgebastelten Laternen einem Journalisten des Stadtanzeigers, während die Lehrerin erläutert, was in den nächsten beiden Stunden geschehen würde, wie der Ablauf des Laternenumzuges gedacht und geplant sei. Erst wird man durch die Siedlungsstraßen ziehen, dabei die einstudierten Lieder singen »Ich geh mit meiner Laterne« sowie den Kanon »Mache dich auf und werde Licht«. Sind dann Park und Wäldchen durchquert, würde ein Lagerfeuer in der Senke entfacht werden, allgemein »Theatron« genannt, um dann bei Kinderpunsch und Lebkuchen das Lichterfest ausklingen zu lassen.

Der Journalist notiert, leise wiederholend, schnell und geübt: Mache dich auf und werde Licht, Lagerfeuer, Theatron, Kinderpunsch, Lichterfest. Dann fotografiert er Marlene, Fridolin und die umstehenden Kinder, wie sie ihre hübschen Laternen hochhalten, und der Zug setzt sich in Bewegung. Es ist schon fast dunkel. Feuerwehrmänner helfen beim Überqueren der Hauptstraße, leichter Abendnebel im Park. Der Journalist verabschiedet sich, ebenso die Feuerwehrmänner.

Die Mütter von Marlene und Fridolin sind Ulrike Weber und ihre Nachbarin, sie schlendern nun hinter ihren Kindern her, sie wollen nicht singen, weshalb sie um so mehr reden. Besonders Fridolins Mutter, eigentlich hauptsächlich nur sie, ereifert sich über heutige Erzieherinnen, die nicht wüßten oder nicht wissen wollten, worum es heute, dem elften

November, wirklich ginge. Lagerfeuer! Lichterfest! Wohl noch nie etwas gehört vom heiligen Martin und seiner Geschichte, wonach der seinen Mantel mit seinem Schwert zerschnitt, um die andere Hälfte einem halbnackten Bettler zu geben in eisiger Kälte. Nicht einmal der Journalist scheine es zu wissen, auch so ein Ahnungsloser, ein ahnungsloser junger Schreiberling! Wärme und Gemütlichkeit des Lagerfeuers! Ein Licht leuchte in der Dunkelheit! Alles schön und gut, doch wo bleibe der Sinn des Ganzen, der Ursprung der ganzen Feierlichkeit. Heutzutage wisse man mehr über Halloween und Horror als über weise und heilige Männer und Frauen. Eine Schande sei das, aber typisch für heute, ein Ausverkauf der Werte, ja unserer ganzen Kultur, eine Selbstaufgabe, eine... eine. Fridolin dreht sich um und sagt laut: Mama!

Einer der Väter grinst vor sich hin, eine andere Mutter sagt: Als ich klein war, gab es weder Halloween noch Sankt Martin oder Laternenumzüge, die Welt verändert sich, das eine kommt, das andere geht.

Fridolins Mutter faucht: Diese Beliebigkeit, weshalb wird hier eigentlich mitgegangen, wenn an nichts geglaubt wird!

Marlenes Mutter seufzt und eine andere meint: Ich kann Halloween auch nicht leiden, das ist von Amerika her übergeschwappt, weil Kinder sich halt so gerne gruseln. Es ist auch besser, sie geistern abends durch die Straßen, als daß sie in die Glotze glotzen oder vor dem Computer hocken stundenlang.

Die Lehrerin kommt und bittet die Eltern, etwas ruhiger zu sein und mitzusingen, der Kanon sei abgestürzt, weil zu wenig Eltern mitmachten. Sie bildet drei Singgruppen, die den Kanon retten sollen. Vom Rande des Parks her sind schon leise ferne Akkordeonklänge zu vernehmen. Die rührige Lehrerin hat auch an Musik gedacht, nicht nur an Punsch, Gebäck, Lagerfeuer.

Es muß noch das Wäldchen überwunden werden. Der Laternenzug schlängelt sich hinein. Inzwischen haben sich

Marlene und Fridolin abgeseilt, hinunter zum Ende des Laternenwurms. Durch das Wäldchen führt nur ein einziger Weg, vorbei an einer Holzbank, auf der eine Gestalt kauert, wahrscheinlich schläft. Manchmal treffen sich hier Penner und Kiffer. Dies hier scheint ein betrunkenener Penner zu sein. Er hebt den Kopf, kann ihn vor Erstaunen nicht ablegen auf das zusammengeschnürte Bündel, das ihm als Kopfkissen dient. Die großen und kleinen Laternenmenschen drehen nun ihrerseits den Kopf nach ihm, als sie vorbeiflanieren in gemächlicher Parade. Der Penner verharrt in der Dunkelheit wie ein liegendes Reh mit erhobenem Kopf. Im Theatron wartet ein Teil der Eltern und Elternbeiräte, die sich dem Zug nicht angeschlossen haben. Das Feuer lodert gemütlich. Bald wird nicht mehr gesungen und geredet, nur noch Punsch und Lebkuchen genossen und dem Akkordeon gelauscht.

Doch dann entsteht plötzlich große Unruhe, in deren Zentrum sich wieder einmal Fridolins Mutter befindet. Sie ringt die Hände, steigert sich in etwas hinein, diesmal wie es scheint zu Recht. Leute stehen um sie herum, blicken teilnahmsvoll bis besorgt. Ihr Sohn ist verschwunden. Fridolin! Fridolin!, hallt es überall über die Senke hinweg. Keine Antwort. Das Akkordeon verstummt. Marlene ist verdattert, ihre Mutter befragt sie eindringlich, jeder will von ihr wissen, wo ihr Kamerad abgeblieben sei, doch sie hat keine Ahnung. Plötzlich war er nicht mehr da.

Vier Erwachsenenengruppen werden eingeteilt, für jede Richtung. Sie suchen nach dem Kind mit Taschenlampen und Laternen. Die Gruppe mit der Mutter an der Spitze eilt zum Wäldchen. Da taucht auch schon aus dem Finstern der kleine Vermißte auf, überrascht wegen Mamas Aufgeregtheit. Er sei nur schnell noch einmal umgekehrt, weil er den Mann auf der Bank genauer anschauen wollte. Dabei hätten sie dann ein bißchen gequatscht, und er hätte ihm den Rest seiner Gummibärchen geschenkt und seine

Laterne auf der Bank zurückgelassen, damit es dort nicht so finster sei.

Die Mutter ringt nach Luft und Fassung. Sie läßt ihrem Ärger freien Lauf. Furchtbares hätte passieren können. Ihr Sohn, umgeben von stockfinsterer Nacht, allein mit einem Asozialen! Und dann die schöne Laterne. Wie lange sie hingewerkelt hätten an dieses Ding, ein kleines Kunstwerk und jetzt in der Hand eines verwehrten Penners. Ich hole sie zurück!

Der Mann auf der Bank hat inzwischen Stange und Griff der Laterne so kunstvoll im Strauchgezweig befestigt, daß sie direkt über der Banklehne zu seinen Füßen baumelt, schon von weitem sichtbar, ein geheimnisvoller Leuchtkörper, Fridolins Kunstwerk. Die Mutter mitsamt Gefolge bleibt stehen. Sie blickt auf die Szenerie, irritiert. Nach einer halbminütigen Überlegensphase befiehlt sie: Wir gehen zurück!

Am nächsten Tag stellt sich heraus, in welcher Gefahr sich Fridolin angeblich befand, zumindest für seine Mutter. Irgend jemand hat herausbekommen durch Zufall, daß es sich bei dem gemütlichen Penner um den Zuchthäusler handelte, der vor Jahren wegen Totschlags an seiner Geliebten zu einer fünfjährigen Haftstrafe verurteilt worden war, wegen guter Führung vorzeitig entlassen, trotzdem im bürgerlichen Leben nicht mehr Fuß fassen konnte und sich mit viel Alkohol und spärlichen Gelegenheitsarbeiten durchs Leben schlägt.

Die Mutter regte sich erneut auf, weshalb ihr Fridolin verschwiegen, daß der dunkle Fremde ihm ein Heft mit Geschichten für die Gummibärchen schenkte, die er im Zuchthaus aus Langeweile geschrieben hat. Er ging damit zu Marlene und ihrer Mutter, Frau Weber, von der er wußte, daß sie ebenfalls Gedichte und Geschichten schreibt. Es waren zehn kleine Geschichten über die biblischen Zehn Gebote, für jedes Gebot eine Geschichte. Sehr interessant, sagte Ulrike Weber und machte große Augen.